

UMSCHAU

Patrologie

„Das goldene Zeitalter christlicher Literatur ist ein solch riesiges Forschungsgebiet, daß ein einzelner Autor es kaum mehr umfassend darstellen kann.“ Diesen Satz schrieb nicht irgend jemand, sondern einer, der es versucht hat, *Johannes Quasten*, dessen dreibändige Patrologie aus den 50er Jahren von einem Autorenteam des Patristischen Instituts Augustinianum in Rom vor einigen Jahren durch einen vierten Band zum „goldenen Zeitalter lateinischer christlicher Literatur“ fortgeschrieben wurde. Nun aber hat es *Hubert R. Drobner* doch noch einmal versucht und ein einbändiges „Lehrbuch der Patrologie“ herausgebracht¹. Ein gewagtes Unternehmen, wie auch die vielfach geäußerte Kritik an einem erst vor kurzem erschienenen, ähnlichen Projekt von *Heinrich Kraft* beweist. Krafts „Einführung in die Patrologie“ (Darmstadt 1991) kennzeichnet prägnante Kürze. Sie muß deshalb jedoch nicht nur weitestgehend auf Literaturangaben, sondern auch auf die Diskussion von Forschungsproblemen verzichten. Dadurch gerät sie in den Verdacht, dem die Patrologie als Wissenschaft überhaupt seit jeher ausgesetzt ist, nämlich nichts anderes zu sein als platte Nacherzählung alter Hagiographie, im Sinn von Harnacks Urteil, die Kirchenväter seien langweilige Gesellen, etwa im Stil von Hieronymus’ „*De viris illustribus*“, wozu viele Patrologien nach der Spätantike degenerierten, weil die „eigentliche“ Theologie ja von den scholastischen „Dogmatikern“ beansprucht wurde. Zudem ist Krafts Darstellung etwas aus der Proportion geraten. Während für die ersten drei Jahrhunderte 158 Seiten zur Verfügung stehen, bleiben für die folgenden nur noch 91 Seiten übrig. Wie Quastens Bemerkung nahelegt, verhält es sich jedoch, was die Masse des Stoffs betrifft, eher umgekehrt.

Nun sind es ja gerade die immer noch offenen Fragen der Traditionsgeschichte des frühen Christentums, die die Patrologie als theologiehistorisches Fach so interessant machen. Es geht nicht

nur um die „Gestalten“ der Kirchenväter, sondern vor allem auch um ihre „Schriften“ und „Lehren“ (beides im Plural!). Patrologie will Literatur- und Dogmengeschichte sein, „Dogma“ hier weder im univoken Sinn der Neuscholastik noch im Sinn einer primitiven Evolutionstheorie verstanden, sondern im Sinn einer Pluralität kontextueller, miteinander kommunizierender Theologien. Mehr als eine Generation von Studenten hat dies mit Hilfe des nach wie vor unüberholten Lehrbuchs von *Bertold Altaner* nachvollzogen². Es macht begreiflicherweise einen Unterschied, ob ein solches Lehrbuch sich über Jahrzehnte hinweg (von 1938 bis 1978) entwickelt hat, in deren Verlauf heutige Problemstellungen erst allmählich erkannt und differenziert wurden, oder ob es diesen Prozeß noch vor sich hat.

Man sollte Drobners Patrologie also nicht nach dem bemessen, was war, sondern nach dem, was noch kommen wird, und zwar in zweierlei Hinsicht. Zum einen wurde sie aus dem Methodenbewußtsein eines neuen Zeitalters heraus geschrieben. Nicht zuletzt die bibliographischen Angaben zu den auf Microfiche- und Computer-Datenbanken aufbereiteten Quellentexten weisen darauf hin (XLIII f.). Diese Hilfsmittel, die noch vor zehn Jahren in Mitteleuropa praktisch nicht gebräuchlich waren, sind dabei, das Fach in einer noch kaum absehbaren Weise zu revolutionieren. Insofern die Patrologie eine Geisteswissenschaft ist, sind diesen technischen Hilfsmitteln zwar natürliche Grenzen gesetzt; denn letztlich entscheidet doch immer wieder das Genie des einzelnen Forschers über das bloße Datenmaterial. Insofern dieses Forschergenie aber auf konkrete wissenschaftliche (philologische, historische usw.) Einzelerkenntnisse angewiesen ist, hat die Revolution in der Tat bereits stattgefunden, weil es nämlich inzwischen unmöglich geworden ist, daß ein einzelner Forscher mit „seinem Ansatz“ ganze Generationen von Studenten in Bann halten kann.

In einem anderen beachtlichen Buch des Jahres 1994, dem Drobners, mit dem es sich in einigen Themenbereichen überschneidet, nicht unähnlich, hat *Klaus Berger* mit Blick auf Rudolf Bultmann auf letzteres hingewiesen³. Es könne heute nicht mehr angehen, Theologiegeschichte nach systematischen oder externen Denkmodellen wie Dialektik von Juden- und Heidenchristentum, Entwicklung von „niederer“ zu „hoher“ Christologie oder (Bultmann) von „echt jesuanischen“ zu „kerygmatischen“ Traditionen u.ä. auszurichten. „Das hier vorgeschlagene Modell kommt vielmehr dem eines Baumes nahe. Die alten gemeinsamen und dabei kennzeichnend christlichen (d.h. in der hellenistisch jüdischen Umwelt auffälligen, ungewöhnlichen und zum Neuen, was dann kommt, hintendierenden) Traditionen sind dem Stamm ähnlich (Stränge etwa, die entlang so zentraler Begriffe wie Charis und Agape verlaufen), und für das Folgende sind die Knotenpunkte der Verzweigungen und Verästelungen wichtig.“ Deren Ende „(gewissermaßen die Früchte) bilden die einzelnen frühchristlichen theologischen Entwürfe“ (4f.). Zu ergänzen wäre im Hinblick auf die Welt des Alten Testaments, daß ein Baum auch ein unendlich verzweigtes Wurzelsystem hat, und im Blick auf die Patrologie, daß die Früchte einmal reifen und neue Bäume von derselben Art entstehen (vielleicht sogar von neuen Arten).

Für die Zeit von der Mitte bis zum Ende des 2. Jahrhunderts überschneiden sich dementsprechend die in diesem Bereich natürlich ungleich differenziertere urchristliche Theologie Bergers und Drobners Patrologie (hier: Erster Teil: Die apostolische und nachapostolische Literatur, 7–48). Der neutestamentliche Kanon ist noch im Entstehen. Noch ist nicht klar, um im Bild zu bleiben, welche Knospen taub sind, welche Früchte tragen und wie stark welche Bäume der nächsten Generation werden.

Je größer der Zeitraum, den man ins Visier nimmt, desto größer auch die Gefahr, auseinander hervorgehende Entwicklungen da zu sehen, wo gar keine sind. Die erste Regel nach Berger ist deshalb, „die Knotenpunkte ... geographisch zu lokalisieren“ (5). Altaner hatte das nicht getan. Sein erster Teil hieß „Die christliche Literatur vom Ende des 1. bis zum Anfang des 4. Jahr-

hunderts“. Drobner dagegen teilt die Literatur der Verfolgungszeit von Mitte 2. bis Anfang 4. Jahrhundert (51–155) ein in östliche (griechische) und westliche (lateinische) Literatur und weiter nach den Kriterien Konvergenz und Divergenz, Apologeten im Dialog mit dem Heidentum, Martyriumsberichte zur Dokumentation nach außen und geistlichen Erbauung nach innen (72 ff.), häretische vs. antihäretische Texte, antiochenische und alexandrinische Schule, wobei der Schwerpunkt auf letzterer, genauer, auf drei ihrer größten Vertreter – Philo, Clemens und Origenes – liegt.

Für die Zeit bis zur ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts (Dritter Teil: Die Literatur der aufstrebenden Reichskirche, Anfang 4. Jahrhundert bis ca. 430, 156–363) kommt hinzu die politische Theologie (Reichstheologie), die Anfänge der Kirchengeschichtsschreibung, die Entstehung der großen Häresien im reichskirchlichen Kontext und im Kontext der ersten ökumenischen Konzilien, die zunehmende Spezialisierung von Leben und Lehre bei den großen Gestalten des 4. Jahrhunderts (spekulative Theologie, Exegese, Askese, Mönchtum, Kirchenleitung). Als Aspekt der Konvergenz ist dagegen zu beobachten, daß ein einziger Bischof, Augustinus, ein ganzes Kapitel für sich beansprucht und sämtliche Aspekte in einer Person vereinigt.

An diesem Punkt (363) stellt sich für Drobner die Frage nach dem „Ende der Väterzeit“. Er hatte sie bereits in der Einleitung diskutiert. Der Ausdruck Kirchenvater sei ja sowohl religions- und kulturgeschichtlich wie auch amtstheologisch begründet (römisch: „pater familias“, biblisch: Gott Vater, jüdisch-christlich: Rabbi und Bischof als geistlicher Vater), also für alle Zeiten anwendbar. Dennoch bestehe seit jeher die Tendenz, die „antiquitas“, also das hohe Alter als Kriterium für die Kirchenvaterschaft eines Autors überzubewerten und das Ende der Väterzeit immer weiter zurückzudatieren, so weit, daß heute vereinzelt sogar das Todesjahr Augustins (430) als Schlußpunkt gesetzt werde (1–3). Drobner selbst will im vierten Teil seines Werks (Die Literatur am Übergang von der Spätantike zum frühen Mittelalter, um 430 bis Mitte 8. Jahrhundert, 369–445) wenigstens noch die Diskussionen um das Konzil von Chalkedon (451), eine

Auswahl – mehr ist es nicht – an spätpatristischer Literatur des lateinischen Westens (Salvian von Marseille, Boethius, Cassiodor, Benedikt von Nursia, Gregor den Großen, Gregor von Tours, Isidor von Sevilla) und des griechischen Ostens (Katenen, Pseudo-Dionysius, Maximus Confessor, Johannes von Damaskus) einfließen lassen. Hier zeigt ein Vergleich mit Bertold Altaner, der diese Epoche merklich differenzierter angeht, daß ein Fortschreiben der Patristik ins westliche Mittelalter sowie in die Zeit Byzanz' und der orientalischen Kirchen hinein offenbar schwierig geworden ist.

Aber auch in manchen Bereichen innerhalb der vier eindeutig patristischen Jahrhunderte ist die Stoffmenge inzwischen so angewachsen, daß sich ein einzelner Autor nur schwer vor dem „Vir-illustris-Syndrom“ schützen kann, vor der Tendenz, von einem bekannten Namen zum nächsten zu hüpfen, ohne wirklich etwas Wesentliches über philologische, historische und philosophisch-theologische Probleme im Werk eines bestimmten Autors oder Kontexts gesagt zu haben. Nicht daß Drobner dieser Tendenz nachgeben würde. Er bleibt sogar noch in Einzelfragen – zum Beispiel bei Datierungsfragen zum Frühwerk des Athanasius (211f.) oder der Frage nach der Urversion der „Vita Antonii“ (318) – in enger Tuchfühlung mit der neuesten Forschung.

Dennoch kann er nicht verhindern, daß ihm in einigen Themenbereichen kleine Details seiner Kontrolle entgleiten, etwa im großen Augustinuskapitel. Hierzu einige Beispiele: Wenn Augustin am 13. November 354 geboren wurde, war er bei seiner Taufe Ostern (24./25. April) 387 nicht 33, sondern 32 Jahre alt (324). Er empfing 390 oder 391 nicht die „Priesterweihe“ nach heutigem Verständnis, sondern wurde von der Gemeinde von Hippo „per acclamationem“ zum Presbyter erhoben (334). Die Circumcellionen als „gewalttätigen Arm“ der donatistischen Kir-

che zu bezeichnen, ist nicht ganz exakt. Sie waren eine auch von dieser ausgeschlossene Gruppe extremistischer Fanatiker (338). Augustins Gnadenlehre entstand nicht, wie von Drobner in Kürze dargelegt, ausschließlich im Kontext der Auseinandersetzung mit dem Pelagianismus nach 410. Ihre Grundgedanken liegen schon früher, nämlich um 396 vor, nicht zuletzt im Zusammenhang mit Augustins Lektüre von Tyconius' „Liber regularum“, also im Kontext der philosophischen Bibelhermeneutik. Ob Augustinus Tyconius' Gedanken „im Grundsätzlichen übernimmt“ (357), ist genau die Frage. Wahrscheinlich ist, daß er sie mißverstanden und daraufhin eine Theologie und vor allem eine Gnadenlehre entwickelt hat, die in Aporien endet. Altaner hat auf dahingehende Forschungshypothesen, die in den letzten Jahren ja von verschiedenen Seiten forciert wurden, hingewiesen. Drobner verzichtet darauf, wofür er allerdings mit einem ausführlichen Werkeverzeichnis entschädigt, wie sein Buch auch sonst als Arbeitsbuch sehr gut zu gebrauchen ist.

Trotz einiger Unschärfen ist Drobners Gesamtleistung zu würdigen. Sein Lehrbuch füllt in aktualisierendem Anschluß an das Altaners eine große Lücke zwischen einer kurzen Einleitung wie der Krafts und einem umfangreichen, kaum zu bewältigenden und nahezu unerschwinglichen Handbuch im Stil des eingangs genannten, wie es aber auch für den deutschen Sprachraum wohl nicht mehr allzu lange auf sich warten lassen dürfte.

Josef Löbl SJ

¹ Hubertus R. Drobner: Lehrbuch d. Patrologie. Freiburg: Herder 1994. XLIV, 452 S. Kart. 78,-.

² B. Altaner, A. Stuiber: Patrologie. Leben, Schr. u. Lehre d. Kirchenväter (Freiburg 1993, unveränd. Nachdr. d. zuletzt 1978 bibliogr. auf d. neuesten Stand gebr. Ausg. v. 1966).

³ Klaus Berger: Theologiegesch. d. Urchristentums. Tübingen, Basel: UTB, Francke 1994. XXIII, 746 S. Kart. 54,-.